

Coca in Bolivien : zum kulturellen und politischen Kontext einer Droge in deren Produktionsgebiet

Autor(en): **Züfle, Manfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **88 (1994)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-143830>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Coca in Bolivien

Zum kulturellen und politischen Kontext einer Droge in deren Produktionsgebiet

Manfred Züfle führt uns hin zum Ort der Produktion von Drogen, konkret: von Kokain in Bolivien. Der Kontext der Cocapflanze ist zunächst ein kultureller und religiöser. Sie ernährt die ausgebeuteten Mineros und ist für sie, die revolutionäre Avantgarde gegen eine korrupte einheimische Bourgeoisie, ein Zeichen des Widerstands. Die Umwandlung des harmlosen Blattes in eine harte Droge heute liegt in den Händen einer weissen Agrar-Oligarchie. Dieses elende Ende muss als «europäisches Kapitel» überschrieben werden. Es besteht aus dem Einbruch einer europäischen Suchtproblematik in die südamerikanische Geschichte einer Kulturpflanze – mit verheerenden Folgen. Red.

Produktion und Konsumtion – Persionen einer Distanz

René Bascopé Aspiazu – von ihm wird im folgenden noch ausführlich die Rede sein – schreibt in seinem wichtigen Buch «La veta blanca», «Die weisse Ader», dass noch im 16. Jahrhundert, also in der ersten Zeit der Kolonialisierung, die Cocablätter für die Ketschua- und Aymarapriester reserviert waren und für die *andinen religiösen Riten* gebraucht wurden. Er fährt fort: «Es wird sogar erzählt, dass eine Reihe von Gemeinden seit Menschengedenken die exklusive Aufgabe hatten, Coca in den Yungas anzubauen und das Produkt dann auf dem Altiplano in andere Gebiete zu bringen.» Die Yungas, das sind die subtropischen Waldgebiete, die östlich der Hochebene des Altiplanos und der zweiten Andenkette steil gegen das kontinentale Tiefland, gegen die Anfänge des Amazonasbeckens abfallen.

Diese Zusammenhänge rund um die Coca wurden von spanischen Chronisten sofort registriert. Seit Europa also etwas weiss von der südamerikanischen Cocapflanze, ist auch bekannt, dass Produktion und Konsumtion der Pflanze weit auseinanderliegen – nicht nur die paar hundert Kilometer, die den Altiplano von den Yungas trennen. Die Distanz ist von Anfang an auch eine andere, bedeutendere,

die in der langen Geschichte der Coca verhängnisvollste Weiterungen haben wird. Vor der Kolonialisierung des Kontinents war es offenbar so, dass ein Produkt der subtropischen Waldgebiete reserviert war für den *rituellen Gebrauch* einer oder mehrerer Hochkulturen auf dem Altiplano. Die Inkas zum Beispiel liessen sich als herrschende Kultur von Klientelvölkern des Tieflands den Nachschub eines Stoffs gewährleisten, den sie für ihre Priester und deren religiöse Handlungen offenbar brauchten. Es geht mir im folgenden darum, die eigenartigen Persionen dieser Distanz in der Geschichte und bis heute skizzenhaft zu verfolgen. Ich habe den Verdacht, dass das, was sich an der Cocapflanze abspielte, modellhaft ist für die Geschichten anderer Drogen.

«Coca ist die Traube, nicht der Wein»

Ich war 1983 längere Zeit in Bolivien. Ich war dort nicht nur als Tourist. Ich besuchte meinen Freund *Joaquin Hinojosa* in Cochabamba. Hinojosa ist Indio, seine Muttersprache ist Ketschua. Er ist in einem der grossen Zinnminen-Gebiete aufgewachsen. Er hat selber in den Minen gearbeitet. Die Mineros waren für lange Zeit die *politisierteste Bevölkerungsschicht*, die Avantgarde immer wieder gegen die bolivianische Bourgeoisie, die während Jahr-

hunderten die Bodenschätze und andern Reichtümer des Landes hauptsächlich ausgebeutet hat; in den wenigsten Fällen wurden die dabei immer wieder anfallenden horrenden Gewinne in oder gar für das Land reinvestiert.

Joaquin Hinojosa konnte schliesslich in Cochabamba studieren. In einem gewissen Sinne entfremdete er sich dabei auch von seiner Muttersprache – nicht aber von der politischen *Widerstandskultur* der *Mineros* in Siglo Veinte und Catavi. Sein erster Gedichtband erschien 1971, fast auf den Tag genau zur selben Zeit, als die Militärs in Bolivien wieder einmal putschten. Der Band hatte den bezeichnenden Titel «Mi pueblo: su verdad», «Mein Volk: seine Wahrheit». Ein paar hundert Bücher wurden im Boden vergraben. Joaquin ging mit verschiedenen Genossinnen und Genossen ins Exil, zuerst nach Chile, wo er nach dem Sturz Allendes ins berühmte Stadion von Santiago geriet. Er kam schliesslich nach Europa, auch in die Schweiz, wo ich ihn kennenlernte. Während mehr als zehn Jahren pendelte er immer wieder zwischen seinem von immer neuen Putschen heimgesuchten Land und Europa hin und her. 1982 glaubte er, endgültig in sein nun demokratisches Land zurückkehren zu können. Als wir ihn 1983 besuchten, musste man fast mit Sicherheit annehmen, ein neuer Putsch stehe unmittelbar bevor.

Alle diese *Putsche* und die Tausenden von Todesopfern hatten immer wieder mit der Geschichte der Cocapflanze sehr direkt zu tun. Wir kamen damals ziemlich abenteuerlich aus dem Land. Der Putsch fand diesmal nicht statt; und wahrscheinlich wird die Coca-Macht in Bolivien in absehbarer Zeit gar keinen mehr brauchen. Die pervertierte Geschichte der Distanz zwischen der Produktion und den verschiedenen Konsumtionen der Cocapflanze lässt sich in der Zwischenzeit anders, effizienter abwickeln.

Wir hatten in unserm Gepäck die spanische Ausgabe von René Bascopés Buch «*La veta blanca*». Das Buch wird in Bolivien heute kaum mehr zu finden sein. Bascopé, der Chefredaktor der da-

mals einzigen Oppositions-Wochenzeitung «Aquí» (die als einziges Blatt Boliviens auch immer Texte in den Sprachen der 60prozentigen Indiomehrheit des Landes publizierte), hatte damals sein Buch schon nicht in den Buchhandlungen verkauft, sondern neben dem nordamerikanisch inspirierten Schund, den man dort kaufen konnte, an Zigarettenständen auf den Plätzen von Cochabamba und La Paz angeboten. Seine Vorgänger und Gründer dieser Zeitschrift waren von der Coca-Mafia ermordert worden. Auch Bascopé wurde ein Jahr später ermordet, obwohl kein Putsch ausbrach – wegen einer Liebesgeschichte, wie es hiess. Dieses Buch, die vielleicht kompakteste, politisch-analytischste Geschichte der Coca, übersetzten Joaquins Frau, Janine Hinojosa, und ich ins Deutsche. Joaquin, der wieder einmal in der Schweiz war, setzte in einem Anhang Bascopés Geschichte fort. Er gibt seinem Anhang einen Titel, der vieles, vielleicht das meiste im Kontext einer sogenannten Droge klären könnte: «Coca ist die Traube, nicht der Wein». Das Buch ist im Rotpunktverlag Zürich erschienen.

Ich habe vom bolivianischen Dichter Joaquin Hinojosa so ausführlich erzählt, weil an seiner Biographie exemplarisch aufscheint, was seit mehr als vier Jahrhunderten, in buchstäblich jeder Biographie der *mehrheitlich indianischen Bevölkerung* Boliviens oder Perus so oder anders geschieht: Jede lag und liegt in einem für die nicht zur Coca-Macht-Mafia Gehörigen immer gefährlichen Schnittpunkt mit der Geschichte der Coca.

Linderung eines Ausbeutungsregimes

Bascopé fährt in seinem Buch unmittelbar nach der oben zitierten Stelle folgendermassen fort. Ich zitiere ausführlich, weil in der Passage eigentlich schon die ganze kolonialistische und schliesslich *imperialistische Fortsetzungsgeschichte* der ursprünglich kulturellen, wohl auch schon herrschafts-kulturellen Distanz zwischen der Produktion und der Konsumtion in nuce enthalten ist, obwohl die Umwand-

lung der Cocapflanze ins Kokain, das zwar auch in Bolivien, aber sicher nicht hauptsächlich dort konsumiert wird, noch Jahrhunderte aussteht. Bascopé schreibt: «Erst seit 1545, als nach der Überlieferung ein Einheimischer namens Hualla die erste Silberader im Cerro Rico von Potosi entdeckte, wurde Coca massiv konsumiert. Dieses Datum nämlich markiert in einem Gebiet, das heute Bolivien heisst, den Beginn eines Ausbeutungsregimes, das Zehntausende von Ketschuas und Aymaras unerbittlich für die Minen des weissen Mannes rekrutierte. Das Ausmass der Ausbeutung: Die Minen von Alto Peru (heute Bolivien) brachten der spanischen Krone zwischen 1545 und 1835 mehr als 3 600 000 Silberpesos nur als ‹Steuern› ein! Aber die Cocablätter beruhigen unter anderem den Magen, wenn sie vorsichtig und langsam gekaut werden. Sie lindern so die Not des Hungers, die durch die masslose Ausbeutung entstanden ist. Die Nachfrage und das Bedürfnis, die Produktion und den Anbau zu organisieren, wuchs. Seitdem sind die kleinen Blätter untrennbar mit der wirtschaftlichen Geschichte Boliviens verbunden.»

Joaquin Hinojosa wird in seinem Anhang des Buches zwar eine nicht unwichtige Korrektur anbringen, was die Wirkung dieses Blattes auf den menschlichen Magen angeht: Das gekaute Blatt vertreibt nämlich nicht nur ein Hungergefühl, das Blatt, das zum Rohstoff einer sogenannten Droge werden wird, enthält in sich einen Nährwert. Anders gesagt, es halluziniert nicht bloss ein unangenehmes, quälendes Gefühl weg, bringt nicht bloss Erleichterung in Höhen von über vier- oder sogar fünf- bis sechstausend Metern über Meer, wo die kostbaren Adern zuerst des Silbers und dann des Zinns abgebaut werden mussten, es ernährt den oder die auch, die es kauen! Das «wussten» die Ausgebeuteten natürlich schon lange, bevor die Proteine, die das Blatt enthält, wissenschaftlich, verräterisch spät im übrigen, nachgewiesen werden konnten.

Aber abgesehen von dieser kleinen und, bedenkt man die hauptsächlich von den

USA im Drogenkrieg veranstalteten Zerstörungen dieser Pflanze *und* ihres Rufs, nicht unwichtigen Korrektur, enthält das Zitierte eigentlich schon fast die ganze Geschichte der veta blanca, der weissen Ader, der letzten, die sich, nach Silber und Zinn, in Bolivien ausbeuten lässt, und die, dank der Umwandlung eines harmlosen und sogar in jeder Hinsicht nützlichen Blattes in eine harte Droge, auch unversieglich zu bleiben scheint. Diejenigen, die die Blätter bis heute kauen und, wie wir gleich noch sehen werden, auch *anbauen müssen*, werden allerdings nach wie vor nicht an den Gewinnen beteiligt sein.

Ein Lebens- und Überlebensmittel mit religiöser Dimension

Bascopé erzählt im Anschluss ans Zitierte, wie die Coca für die Bevölkerung auch noch eine Spur ihrer alten *religiösen Dimension* behält. Sie wird benutzt, «das Schicksal zu sehen», indem die Blätter langsam auf den Boden ausgestreut werden. Der Wahrsager, der auf dem Altiplano hochangesehene Yatiri, ist ein Weiser von unendlicher Trauer. Er sage fast ausschliesslich Unheil voraus. Man könnte sagen, auch in dieser numinosen Spur biete in Bolivien mindestens die Coca kein «Opium des Volks»! Joaquin Hinojosa betont im Anhang zu Bascopés Buch zurecht, dass das Blatt der Coca für die indianische andine Bevölkerung ein geheimes Zeichen der eigenen kulturellen Identität bleibt. Die Traube und nicht der Wein, die Coca und nicht das Kokain gehört mit zu den tiefsten Wurzeln indianisch-andiner Identität und Kultur, die man sich nicht nehmen lässt, auch wenn der Anbau der Staude schon längst und unauflösbar in die kriminelle Ausbeutung und Vermarktung der scheinbar selben Pflanze integriert ist.

Das kann dann für ein europäisches Durchschnittsbewusstsein, das den Kampf gegen die Droge möglichst in die Produktionsgebiete verlagert sehen möchte, allenfalls etwas verwirrend werden. Aber man müsste sich auf einem der grossen bolivianischen Märkte, etwa in Cochabamba,

einmal die Käufer der überall in grossen Säcken angebotenen Cocablätter etwas genauer anschauen, und man würde verstehen, dass hier Menschen ein Produkt kaufen, das sie erstens schlicht und einfach *brauchen*, das zweitens aus ihrem Boden stammt und zu ihrer *Alltagskultur* gehört, und das drittens auch zum Zeichen des *Widerstands* für sie geworden ist, wenn ihnen, je nach verlogener Konjunktur einer sogenannten internationalen Drogenpolitik, zugemutet wird, dass ganze Pflanzungen chemisch vernichtet und gleichzeitig klandestin mehrfach grössere, wieder ganz in der Verfügungsgewalt der internationalen Mafia stehende neu angebaut und ausgebeutet werden.

Dazu ein pikantes Detail. Die *USA*, die immer wieder auf die Vernichtung der Pflanzen in den Produktionsgebieten bestehen, haben grosse Vernichtungen in den Yungas von La Paz durchgesetzt, und gleichzeitig blieben Pflanzungen im Chapare Cochabambas unbehelligt. Die Stauden in den Yungas und im Chapare waren zu diesem Zeitpunkt etwas verschieden; das Blatt aus den Yungas eignete sich besonders gut zum Kauen, das aus dem Chapare wesentlich weniger, kann aber umso besser für die Herstellung der sogenannten Paste, einem Vorprodukt für das eigentliche Kokain, verwendet werden. Damals produzierte man in Bolivien hauptsächlich die Paste, die dann zur eigentlich gewinnbringenden Weiterverarbeitung nach Kolumbien und Venezuela ausgeflogen wurde.

Ich fasse ein erstes Mal zusammen: Eine Kulturpflanze im besten Sinn des Wortes war ursprünglich, vor der Kolonialisierung des Kontinents, fast ausschliesslich für den rituellen Gebrauch einer andinen Hochkultur reserviert gewesen. Ziemlich bald nach der Eroberung des Kontinents fing man in Bolivien an, die erste Ader des Reichtums dieses Landes auszubeuten, die Silberader. Die indianische Bevölkerung wurde für Jahrhunderte in die Minen gezwungen. Das Cocablatt wird zu einem *Lebens- und Überlebensmittel* der Ausgebeuteten – und behält bis heute eine starke

und widerständige Zeichenhaftigkeit für die kulturelle Identität der indianischen Bevölkerung. Aber schon lange vor der Entdeckung des Wirkstoffs Kokain im Blatt war zum zweiten Mal in der Geschichte die Coca-Produktion – auf diesmal perverse Weise – von der Konsumtion getrennt. Denn die Organisation des Anbaus und der Vermarktung lag nicht in den Händen der indianischen Konsumenten. Schon lange vor dem Kokain hatten eine Reihe von Coca-Königen der weissen Agrar-Oligarchie das Geschäft voll in ihrem Griff und spielten mit der neuen Oligarchie der Minenbetreiber, rivalisierend zwar, aber bestens zusammen über die Köpfe und Mägen sowohl der indianischen *Mineros* als auch der indianischen, verarmten Landarbeiter hinweg. An diesen Verhältnissen wird weder eine spätere Landreform noch die Verstaatlichung der Minen wirklich etwas ändern. Dass sich nichts ändern musste und in absehbarer Zeit auch nichts ändern wird, liegt in der Entdeckung dessen, was das nützliche Blatt der Cocastaude noch enthält.

Ein europäisches Kapitel

Erst im neunzehnten Jahrhundert bekommt die Geschichte der Cocapflanze Südamerikas ein neues, diesmal europäisches Kapitel. *Verhängnisvollstes* schiebt sich aus dem alten Kontinent in den südamerikanischen Kontext einer alten und schon längst von einer weissen Oligarchie ausgebeuteten Kulturpflanze: naturwissenschaftliches Interesse, Kitzel nach neuen Abenteuern, künstlichen Paradiesen – und sogar so etwas wie eine säkularisierte Heilserwartung. Das elende Ende wird ein Sektor im kriminellen Weltmarkt Droge sein – und wohl auch bleiben!

1840 gelingt an der Universität Göttingen zum ersten Mal die Isolierung des *Kokains*. Schon 1848 weiss *Alexandre Dumas* in seinem Abenteuerroman «Der Graf von Monte Christo» von «einem Pulver aus den Anden mit seltsamer Wirkung» zu raunen. *Charles Baudelaire* weiss in seinem berühmten Essay über Drogen und Hallu-

zinogene mit dem Titel «Les paradis artificiels» bereits von einer weissen Paste, aus peruanischen Coca-Blättern hergestellt. Und Sigmund Freud setzt 1884 in einer Schrift «Über die allgemeinen Auswirkungen des Kokains» noch auf eine mögliche Heilwirkung des neuen Stoffs für Menschen mit depressiven Problemen – dies allerdings lange vor seiner anderen, eigentlichen Entdeckung, der Psychoanalyse, die von jeder materiell-körperlichen Einwirkung auf die menschliche Psyche dezidiert, eine bloss naturwissenschaftliche Aufklärung aufklärend, Abstand nimmt.

Aber das «weisse Pulver aus den Anden», das genau genommen nur der in Europa gekelterte «Wein» aus den «Trauben» der Yungas ist, bleibt, wie wir wissen, Bestandteil einer «Kultur» der Sucht, die mit der ursprünglichen Kultur der Coca nur über einen ausbeutbaren Rohstoff zu tun hat. Die «Kultur» der Sucht ist in diesem Vergleich sicher eine Kultur des Zerfalls, zu der lange Zeit mindestens gehörte, dass diese Droge gerade von den gehobeneren Schichten konsumiert wurde! Dieser Strang der Geschichte interessiert mich hier allerdings nicht, so interessant und verheerend er auch sein mag. Es hat gleichsam ein Einbruch einer *europäischen Suchtproblematik* in die südamerikanische Geschichte einer Kulturpflanze, die auch dort schon zu einer Ausbeutungsgeschichte verkommen war, stattgefunden. Dieser Einbruch hat dort, zum Beispiel in Bolivien (aber natürlich auch in Peru, Kolumbien, Venezuela, Brasilien usw.), schon seit langem die verheerenden Folgen, auf die wir anhand unseres Drogenelends hier und in den USA langsam etwas aufmerksamer werden müssten.

Ich zitiere kurz aus meinem Vorwort zu Bascopés «Die weisse Ader»: «Zuerst wurde in Bolivien die Silber-Ader entdeckt und ausgebeutet, dann wurde die Zinn-Ader entdeckt und ausgebeutet. Die letzte Ader, die sich entdecken liess und jetzt ausgebeutet wird, ist *die weisse Ader*, das Kokain. Bascopés Schrift schildert den Prozess einer letzten Ausbeutung. Er nennt

und denunziert die Täter, die in der langen Ausbeutungsgeschichte dieses Landes immer dieselben waren, in immer perfekterer Organisation aller verfügbaren Macht immer nur eines taten, die immensen natürlichen Reichtümer eines Landes ausbeuten, bis die Mehrheit seiner Bevölkerung endgültig zu einer der ärmsten des Kontinents geworden war.» Daran hat sich seit 1983, als das Buch in Bolivien, und auch seit 1989, als das Buch auf deutsch erschienen ist, nichts geändert.

An einiges, was zur «immer perfekteren Organisation aller verfügbaren Macht» gehörte und gehört, soll immerhin erinnert sein. Die alten Coca-Könige der Yungas wurden schliesslich abgelöst von den Organisatoren eines *gigantischen Agro-Business* im bolivianischen Tiefland mit Zentrum Santa Cruz. Auch dieses bolivianische Agrobusiness hat wie andernorts für die Versorgung der Bevölkerung nichts beigetragen. Im Gegenteil, groteske Fehlinvestitionen beim Anbau von Zuckerrohr und Baumwolle, zudem eine sinnlose Ausbeutung der Wälder halfen höchstens mit, die traditionellen Strukturen der bolivianischen Landwirtschaft zu zerstören. Der relativ karge Altiplano hatte das Land ernährt und nicht das subtropische bis tropische Tiefland. Aber das Tiefland wurde nicht agrarisch zur besseren Selbstversorgung des Landes erschlossen; der ganze Boom hatte, wie sich immer deutlicher zeigte, letztlich keinen andern Zweck, als die eigentliche Wirtschaft, den mehr oder weniger klandestinen Anbau von Coca zur Gewinnung von Kokain, zu verdecken.

Wie Joaquin Hinojosa in seinem Anhang zu Bascopés Buch ausführt, ist längst folgendes klar: «In Bolivien hat heute die illegale Wirtschaft bei weitem die Oberhand über die legale Wirtschaft gewonnen und damit Ausmasse angenommen, wie in keinem andern Land des Kontinents. Dies ist einerseits auf den schwachen Gesetzesapparat und andererseits auf den unkontrollierten Anstieg der Nachfrage zurückzuführen, was logischerweise den Anbau der Coca im Lande wieder ankurbelt.» Dieser *Teufelskreis* wird in absehbarer Zeit nicht

durchbrochen werden. Aber man sollte sich bewusst machen, was er in der Vergangenheit hiess und was er in Zukunft heissen wird – *und zwar für die Menschen*, die im Lande leben, in Bolivien absolut mehrheitlich die Indios, deren Entdeckung und Kolonialisierung wir 1992 in Europa abgefeiert haben!

In Stichworten: Santa Cruz ist nach wie vor die Machtbasis eines Mannes, der *Banzer* heisst und der während seiner Diktatur die «perfekte Organisation aller verfügbaren Macht» für die kriminelle Drogenmafia so perfektioniert hat, dass es keine Putsch mehr braucht, dass die übliche Weltwirtschaftsordnung bis auf weiteres genügen wird, um den Fortbestand der kriminellen Verhältnisse zu garantieren, heute sogar unter dem Etikett einer sogenannten Demokratie. Man sollte aber dabei nicht vergessen, dass ein Mann wie Banzer, als er noch Diktator war, «Fachleute» wie Klaus Barbie für sich arbeiten liess, um die Widerstandspotentiale auszuschalten – und auch, dass der kurze Augenblick einer wirklichen Demokratie die Auslieferung des Schlächters von Lyon zur Folge hatte. Lassen wir das, denn das ist alles schon sehr lange her!

Che Guevaras Hoffnung

Für die Zukunft haben sich die Methoden wesentlich verfeinert. Sie führen uns auf eine fast schon makabre Weise auf ein vielleicht für lange Zeit letztes Kapitel der Geschichte der Coca zurück. Es ist bekannt, dass die zweitletzte Reichtumsader Boliviens, die *Zinnader*, in den verfallenden Weltmarktpreisen für Zinn in letzter Zeit endgültig versiegt ist. Dabei konnten die *Mineros*, die gleichsam traditionellen und legitimen Konsumenten des Coca-Blattes *und* die politisch gefährlichsten Widerstandskämpfer gegen Ausbeutung, ziemlich elegant aus dem Verkehr gezogen werden. *Mineros* sind bei geschlossenen Minen keine *Mineros* mehr. Das heisst aber auch, man kann damit rechnen, dass ihre politischen Kampforganisationen bedeutungslos werden, zerfallen und somit das

kriminell gewordene System Coca auch nicht mehr stören werden.

Die Realität ist allerdings noch um einen Grad zynischer. *Mineros* wurden bei geschlossenen Minen und unter dem weltwirtschaftlichen Diktat einer Austerity-Ordnung natürlich auch *arbeitslos*, mit keiner Aussicht auf irgendeine produktive Beschäftigung. Es wird immer deutlicher, dass immer mehr von ihnen unausweichlich gezwungen sind, in der verdeckten, kriminellen Hauptwirtschaft des Landes, im *Coca-Anbau* und in der äusserst gesundheitsgefährdenden Verarbeitung des Blattes zu Kokain, ihr Überleben (heute hauptsächlich im Chapare) zu suchen. Es ist wohl noch allgemein bekannt, dass Che Guevara gehofft hatte, in Bolivien (nach Kuba) eine neue Basis im Kampf gegen die Unterdrückung und Ausbeutung der sogenannten Dritten Welt zu finden. Es ist bekannt, dass der Che vor undenklicher Zeit von einer noch viel weniger etablierten Coca-Macht mitten im klandestinen Coca-Produktionsgebiet ermordet worden ist. Eigentlich müsste unser Hauptinteresse im sogenannten Kampf gegen die Drogen auch den bolivianischen Ex-*Mineros* im Mafia-beherrschten Chapare östlich von Cochabamba gelten. Es wäre wohl auch für uns bedeutsam zu wissen, ob ihr jahrhundertlanges Widerstandspotential nun endgültig gebrochen werden kann.